

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

1.4.1923 (No. 13)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 13



1. April 1923

Paul Harraf / Jesrel.

Und wieder
sank eine Sonne in das Meer. —
Und wieder fuhr der Engel Gottes nieder:
„Jakob, wo bist du? Jesrel?“
Bei eines Hirten träumender Schalmel
umspielt ein Pächeln wehgeführte Flügel.
Doch Engels Donnerwort schreckt Jakob auf, den müden:
„Herr, meine Kräfte sind zerbrochen,
verrenkt, zerprengt Gelenk und Sehne.
Laß mich in Frieden meine Herden weiden
und nimm, o nimm des Kampfes Dual von mir!“
„Jesrel, du Kämpfer Gottes! Tritt herfür!
In deinen Busen eingeschlossen, soll
die Menschheit deine Brust zerprengen?
Herfür zum Kampf! Jesrel, herfür!“
„Kampf, mörderischer Engel, du mit Engeln
und schone menschenmischgefängten Fleisches!
Will lieber unter kalten Sternen wandeln,
will nicht in glühenden Sonnenbällen brennen!
Laß mich in meiner stillen Höhle Dämmerung rasten,
laß meinen Herden mich die Flügel blasen!“
„Tritt aus der Höhle, Jesrel! Gotteskämpfer!
Siehe der Sterne Glänzen
am dunkelnden Firmamente!
Siehe des Mondes Silberkleider weben!
Reiß seines glänzenden Gewebes einen Faden ab,

deinen Hirten die Nacht zu erhellen. —
Entrangst du mir gestern nicht den Abendstern? Siehe:
in meinen Fäusten halte ich Sonnen!
Jesrel! Für dich!“
„Laß in der Nichte Kühle meine Wunden heilen,
laß meine Schmerzen in das Dunkel flüchten.
Ich heische keine Sonnen, Ruhe! Frieden!
Und bin des Kampfes müde, da du Nacht für Nacht
mir Blut aus schäumigen Rippen prekest.
Ich bin nicht Jesrel — und des Kampfes müde.“
Und die Schalmel des Hirtenknaben sang,
und süße Töne klangen Jakobs Ohr:
„Preiset den Herrn, der uns Jesrel gab,
denn Sterne riß er von Gottes Purpurmantel!
Siehe, was glänzt in das Dunkel meiner Nichte
und leuchtet in meiner Seele verfinstertes Auge?
Des Mondes Silberkleider breitet er über mein Lager,
und von der Milch, die am Himmel fließt,
labte er des Durstenden Lippen,
da ich irre fuhr in der Wüste.
Preiset den Herrn, der uns Jesrel gab,
denn seine Kraft zwang den Engel des Höchsten.“ — —
Und wieder lobete von Aufgang rotes Feuer,
Zerbrochen lag Jesrel in Klippen und Gestein,
und in verkrampften Fäusten hielt
er eine Sonne.

Karl Jörger / Zinstag. Legendenspiel.

Dramatis Personae:

Der Zinsherr. Der Knecht. Der Pächter. Der Freund.
Der Stuber. Die Witfrau. Der Waisenknabe. Das Weifen-
mädchen. Der Mörder. Die Dirne. Der Dieb. Der Hehler.
Der Tod.

Ort:

Ein geräumiges Erdgeschöß mit vergitterten Fenstern. In
der Mitte steht eine große Truhe, den Wänden entlang sind
Kisten und Schränke aufgestellt.

Während des Spieles herrscht leichtes Dämmerlicht. Die
Personen ziehen von rechts nach links über die Bühne.

(Knechte schleppen schwere Säcke und schütten deren Inhalt
in die Truhe. Der Zinsherr steht auf den Stock gestützt in der
Mitte.)

Zinsherr: Heut ist Zinstag und Abrechnungstag.
Schleppt zu! Schleppt zu! Wenn die Tröge voll sind, soll der
Knecht neue machen.

Knecht: Der Atem geht mir aus.

Zinsherr: Ich will dir frische Luft zufächeln — (schlägt
ihn mit dem Stock). — Ihr liegt ja alle an meiner Kette. Ein
Fieberstich von meiner Hand wirkt dich morgen in den Hunger-
turm.

Knecht: Der ausbedungene Lohn ist schon längst abver-
dient.

Zinsherr: Erst füllst du mir noch Kisten und Kisten mit
Silber.

Knecht: Feuer und Schwefel über unsern Dienstvertrag!

Zinsherr: (schlägt ihn erneut): Schwefel und Feuer
über dich, du elender Tagdieb! Bis zum jüngsten Tag frohnt
du mir um deine hundert Gulden.

Stimme: Hundert! — Lohnworenthaltung!
(Die Knechte ziehen ab, der Pächter erscheint, er trägt eine
gefüllte Geldkiste.)

Zinsherr: Wer spricht hier? — Hundertundneun Kreuz-
er beträgt der Zins, Pächter!

Pächter: Erlaß mir einen Drittel der Ackerpacht! Wir
hatten ein Fohljahr. Die Winterfaat ist im Aprilfrost er-
frozen, die Sommerfrucht hat das reißige Heer zerstampft.

Zinsherr: Man kennt allmählich deine Notmärlein.
Jeder Zinstag bringt das gleiche Geßeln und Geßeln. In gu-
ten Jahren tragen meine Felder doppelt. Dann bezahlst du
mir den Mehrertrag mit besonders. — Den Zins her, und
wenn du den letzten Pfennig gibst!

Pächter (schleudert ihm die Geldtafel vor die Füße):
Blutjauger! — Verreck' in deinen Dukaten! — Auch deine
Stunde schlägt einmal. — (ab.)

Zinsherr: Pah! Dreckschwäger!

Stimme: Hundertzehn! — Pächter ausgejogen!

(Der Freund tritt ein.)

Zinsherr: Wieder höre ich die fremde Stimme! —
Kommst du schon wieder?

Freund: Bestürzt lehre ich zurück. Ich bestätige dir
durch meine Unterschrift den Empfang von neunhundert Gul-
den. Daheim fand ich in dem entiegelten Beutel nur sieben-
hundertachtzig.

Zinsherr: Zähle dein Geld gleich bei der Uebernahme!

Freund: Ich vertraute deinem Freundeswort.

Zinsherr: In Geldsachen kenne ich keine Freundschaft.

Freund: Vor drei Tagen starb mein Weib. Meine
Tochter liegt todfrank im Spittelhaus. Für dich sind ein-
hundertzwanzig Gulden ein Pappenstiel, bei mir fallen ihret-
wegen Haus und Hof unter den Hammer. — Ein nie erlebtes
Glend herrscht im Land. Tausende von fleißigen Schaffern sind
um ihre Altersersparnisse gebracht. In vielen Häusern erhal-
ten seit Monaten die Kinder keinen Tropfen Milch. Den
Bürgern fehlt das Holz, um sich damit zu wärmen. Den
Kranken mangeln die Decken, um sie darein zu hüllen. Du aber
dehnst dich wohlküstlich auf deinen Geldsäcken und bleibst un-
nahbar allen Bitten. Es naht ein Vergeltungstag! Ich habe
nichts mit dir gemein. Dein Geld stinkt von Ungerechtigkeit!
— (ab.)

Zinsherr: Laß es nur stinken! Ich hab' dennoch meine
Freude dran.

Stimme: Hundertzwanzig! — Freund betrogen!

(Der Stüber stürmt herein.)

Zinsherr: Ein seltsames Reden murmelt durchs Ge-
wölbe. — Welche Günst des Himmels verschafft mir deinen
hohen Besuch?

Stüber: Eine Karosse mit sechs edeln Araberhengsten,
um meiner Dame damit zu imponieren! Bis heute abend muß
sie aufgepäppelt vor meinem Hause stehen.

Zinsherr: Deine Zufriedenheit ist stets mein Herzens-
wunsch. Du erhältst dein Gespann und sollt' ich es aus der
Erde stampfen.

Stüber: Aber ohne lästige Mahnbrieife zur Zahlung!
Die Dinger fallen mir nachgerade aufs Gemüt.

Zinsherr: In diesem Fall bescheide ich mich selbstver-
ständlich.

Stüber: Meine Dame erwartet mich. Du schickst mir die
Karosse bestimmt! Gehab dich wohl! — (ab.)

Zinsherr: Hochedler Herr, ich halte meine Verspre-
chungen. Aber die Zinsen freide ich dir dreifach an.

(Die Witfrau naht, sie hält einen Leinenbeutel in den
Händen.)

Zinsherr: Laß deinen Piennig getrost zu den Silber-
stücken springen, sie beißen sich nit!

Witfrau: Deine Habsucht entreizt einer Witfrau den
letzten Notkreuzer. Morgen fehlt uns das Salz zur Suppe.
Hier bange Kinder schreien nach Brot. Du erzwingst jedoch
gestrenge den fälligen Hauszins.

Zinsherr: Spare deine Lamentationen! Heut ist Zins-
tag und Abrechnungstag.

Witfrau: Das Blutgeld bringt dir keinen Segen.

Zinsherr: Was kümmert dich mein Segen? Ich schaffe
meine Wohlfahrt selbst.

Witfrau: Ich kann das Geld nit geben.

Zinsherr: (Den Stock erhebend): Dein Geld oder ...

Witfrau (läßt den Beutel entfallen): Du schlägst ein
wehrloses Weib! — Fluch über dich! — (ab.)

Stimme: Hundertdreißig! — Witwenberaubung!

(Zwei Waisenkinder kommen.)

Zinsherr: Die hohle Stimme plagt mich wieder. —
Was trippelt die Kellertreppe herab?

Waisenkinder: (Legen Geld in die Truhe):

Unser letztes Stücklein Brot
Hast du grausam uns genommen,
Elterntod und Waisennot
Ist durch dich auf uns gekommen.
Vater tot und Mutter tot,
Niemand will die Waisen bergen,
Morgen wird der liebe Tod
Wiegen uns in kalten Särgen.
Alle unsre harte Not
Ist durch dich auf uns gekommen,
Unser letztes Stücklein Brot
Hast du grausam uns genommen.

(Die Waisenkinder brechen vor der Truhe nieder.)

Zinsherr: Der Auftritt fehlte noch. Vor der Türe ist
der Rehrichthausen!

(Der Zinsherr schleppt die Kinderkörper ins Freie. Dann
verriegelt er den Eingang und legt den Sperrbalken vor.
Unterdessen hebt sich zwischen den Trüben heraus langsam der
Tod. Der Zinsherr prallt zurück.)

Zinsherr (zaghaft): Warst du die Stimme?

Tod: Ich bin der Tod, der hundertfach an diesem Blutgeld
hastet. Dein Maß ist voll!

Zinsherr: Ich war stets gerecht gegen Freund und Feind.

Tod: Nur zu gerecht warst du für deinen eigenen Beutel.
Das Blut vor deiner Schwelle schreit nach Rache. Es steht ge-
schrieben: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem einen, der keinen
hat.“ Du aber hast deinem Bruder noch um den siebenten
Nack den Hals umgedreht.

Zinsherr: Ich schuf gute Werke aus den gesammelten
Schätzen. Ich baute Kirchen und stiftete Kläre!

Tod: Scheinheilige Kreatur! Betrachte recht die Fluchge-
burten deines Blutgelds!

(Der Tod klopft mit dem Knochen auf die Trüben. Es ent-
steigen ihnen nacheinander der Mörder, die Dirne, der Dieb
und der Fehler.)

Mörder: Mordlust wuchs aus deiner Habsucht. Um
deines Goldes Bestiz erichlug ich den Wächter vor deinem Haus.
Ewig brenne ich nun in höllischen Flammen!

Dirne: Wohlmut quoll aus deiner Habsucht. Um deines
Goldes Preis breitete ich meinen Leib deiner Geilheit und hatte
nit acht meiner unsterblichen Seele. Ewig glüht mich nun
höllisches Feuer!

Dieb: Raublust entwor-Lerte deiner Habsucht. Um deines
Goldes Genuß griff ich in fremde Kassen. Ewig dürfte ich nun
in höllischer Glut!

Fehler: Truglust zügelte aus deiner Habsucht. Um
deines Geldes Gewinn schnur ich falsches Zeugnis gegen
meinen Bruder. Ewig durchsticht mich nun höllischer Brand!

(Die Gestalten verschwinden.)

Zinsherr: Mir graut vor der Hölle!

Tod: Du teilst das Los deiner Opfer.

Zinsherr: Der Mörder, die Dirne, der Dieb, der
Fehler! Sie zeigen mit Fingern auf mich. — (Er häunt sich
hoch.) — Ich muß leben!

Tod (berührt ihn mit dem Knochen): Menschlein!

(Der Zinsherr klappt entseelt über die Trüben hin. Die
Totenglocke läutet. In der Ferne erkönt ernste Musik.)

Tod: Urewig ist der Tod gleich Jahre. Alles Fleisch ist
mir untertan. Mir sind verfallen Könige und Fürsten, wie
Bettler und Sklaven. Keiner entgeht meiner Hand, er steige
auf die höchsten Gipfel, er fliehe in die fernsten Täler, er senke
sich ab zur Meeresstiefe, er schwinde sich auf in die klarsten Lüfte.
Wohl dem, der mit reinen Händen vor mich tritt und der ge-
trost mir sagen kann: Ich habe den hungrigen Bruder ge-
speist, den dürstigen getränkt, den reisenden beherbergt, den
kranken besucht, und den gesangenen getröstet. — Aber wehe,
dreimal wehe den Habstichtigen und Unerfülllichen! In ihrem
eigenen Gold ersticken ihre Seelen, und ihr teuerster Schatz
wird ihnen zum größten Hemmschuh auf dem Weg ins Himmel-
reich.

Konrad Arnold Bergmann / Simeamas. Novelle.

(Schluß.)

In dem Professor blühte schnell ein feder Gedanke auf:

„Wie wäre es, Fräulein Freundschaft, wenn Sie die Lie-
benswürdigkeit hätten und die Rolle eines Führers durch das
Landesmuseum übernähmen? Ihr lebendiges Wort vermöchte
vielleicht eher ein Verständnis für die toten Altertümer in mir
zu erwecken. Sie sehen, ich habe guten Willen und versperre
mich nicht gegen Ihre Belehrungsversuche.“

„Necht gern, Herr Professor! Wann würde Ihnen ein Be-
such der Sammlungen passen?“

„Ich hätte heute nachmittag Zeit.“

„Ich auch. Ich sollte zwar — — Nein, es ist recht. Wir tref-
fen uns am besten vor dem Hauptportal des Schlosses. Um
3 Uhr?“

Er nickte zustimmend und verabschiedete sich. Sie hatte noch
eine Unterrichtsstunde, er war für heute fertig. „Zum ersten
Male das Herz ganz von einer Empfindung voll,“ wußte er
draußen auf der Straße eine geraume Weile nicht, was er
augenblicklich sollte und wollte. Er spazierte ziellos durch die
Karlsruhe hin. Eine Melodie, die er vor vielen Jahren einmal
gehört, lebte in ihm auf und beherrschte immer und immer wie-
der seinen Sinn. „O Leonore ...“ — Troubadour war eine der
wenigen Opern, die er in seinem Leben, in seinen Studenten-
tagen gehört. Er schlenderte summenb durch die Kaiserstraße,
bald vor diesem, bald vor jenem Schaufenster sich verweilend.
Auf einmal entschloß er sich und trat in ein Geschäft für Her-
renausstattung ein. Die Krautatten waren unmaßig teuer; aber

er kaufte sich zwei der teuersten. Die Handschuhe waren ebenfalls über die Maßen teuer; allein er kaufte sich das feinste Paar. Dann schritt er entschieden auf ein Hutgeschäft zu, das auf der anderen Seite der Straße lag. Die Preise für die besten Hüte lauteten vierstellig; trotzdem, er erstand den „schicksten“ Haarfilz. „O, Leonore...“

Mit der Eitelkeit des Verliebten regte sich auch der geistige Ehrgeiz. Er überlegte an der Ecke der Ritterstraße ein wenig, bog rechts in diese ein und strebte dem Friedrichsplatz zu.

Im Besessenen der Landesbibliothek fragte er, ob ein Werk über die römischen Funde in Baden aufgestellt sei. Man verwies ihn auf das Wagnerische Werk: „Fundestätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden“. Das war ja günstig! Der erste Band war zugleich der erste Teil, der das badische Oberland behandelte. Er las den Abschnitt „Amt Müllheim“. Nuggen, Badenweiler, Bellingen, Weiberg, Brisingen, Buggingen, Rauten, Riel, Malsburg, Müllheim, Niedereggengen, Obereggengen, Oberweiler, Rheinweiler, Schlingen, Seefeld, Sirnig, Sulzburg! Heimatische Klänge! Jugenderinnerungen! Leonore sollte staunen, daß er doch nicht so ganz ohne Kenntnisse, ohne Interesse war. Bis zur verabredeten Nachmittagsstunde fühlte er eine wachsende Ungebuld in sich. Wie freute er sich! Aber die Freude war nicht vollkommen kristallrein. Es war irgend ein fremdes Atom darin, ein fast unmerklicher trüber Schimmer. Er wurde sich der Ursache nicht bewußt; aber das unbewußte Gefühl war ein gutes Zeichen, daß sein Wesen jener sittlichen Vervollkommnung entgegen gedieh, die sich in unbedingter Ehrlichkeit auch im Feinsten und Kleinsten und im Geheimesten offenbart. Der Gang zur Landesbibliothek verursachte, ohne daß er es wußte, die winzige innere Störung.

Es war kurz nach 3 Uhr, als die Beiden im ersten Ausstellungsraum vor den mächtigen Gefäßen standen, die auf dem Michaelsberg bei Untergrömbach ausgegraben wurden. Man ging von Schrank zu Schrank, ohne indes über der Betrachtung all der Funde aus der Steinzeit warm zu werden. Im nächsten Raum wurde das Interesse schon etwas lebhafter, weil die Werkzeuge und Schmuckgegenstände der Bronzezeit durch ihren auffallend künstlerischen Charakter Leonore etwas beredter machten. Er sah in Wirklichkeit nur seine Begleiterin und benutzte jede Gelegenheit, ihre wohlgebildeten Züge und Glieder zu betrachten, so oft sie sich zu genaueren Besichtigung der Haarnadeln „mit radförmiger Kopfschleife“ und der „in Spiralen endigenden breiten Armbänder“ vorneigte. Es geschah mehr aus Liebeshörigkeit, wenn er in den folgenden Zimmern, wo die Denkmäler der sogenannten Hallstatt- und La Tèneperiode, in reicher Mannigfaltigkeit untergebracht sind, gegen Leonore aufkerte, die Sammlung sei zweifellos interessant. Ja, es machte ihm Spaß, ihr gegenüber sein besonderes Wohlgefallen an jenen „birnenförmigen“ Urnen der älteren Eisenzeit zum Ausdruck zu bringen, auf denen geometrische Ornamente „eingestempelt und ausgekerbt“ waren. Sie war sich deutlich bewußt, daß es zum Teil an ihr lag, wenn sein Verständnis für die Gegenstände innerlich nicht wacher wurde; denn in Gedanken weifte sie längst schon in jenem kleinen Zimmer, in dem die Badenweiler Fibel mit der so vielsagenden Inschrift sich befand. Die Beiden hatten sich eben vor dem unweit Dühren bei Sinsheim gemachten Fund, vor „den köstlichen gepreßten Glasringen, der hellenitischen Kanne und der feistichen Münze“, etwas länger verweilt und waren im eifrigen Gespräch darüber weitergegangen, als ein Aufseher ihnen den Ausgang für den Aufstieg in den zweiten Stock wies. Im letzten Raum, in dem dieser Ausgang sich befand, waren wohl schon römische Gegenstände; allein das waren doch nicht alle römischen Funde! Erregt meinte Leonore: „Sollten mir denn gedankenlos durch einige Räume gegangen sein?“ — Sie wandten sich wieder zurück; doch da machte sie der Aufseher auch schon darauf aufmerksam, daß es verboten sei wieder zurückzugehen. Leonore konnte sich nicht enthalten zu bemerken, das sei doch ein unsinniges Verbot; die Ausstellung sei doch zum Studium da, und zu diesem Zweck müsse man doch zuweilen, wenn man vergleichen wolle, hin- und wieder gehen können. Dann ging sie, kurz entschlossen, von ihrem Kollegen gefolgt, trotz Widerspruch des Aufsehers zum Eingang zurück, suchte den Hausmeister auf und bat wegen der römischen Räume um Aufklärung. „Die sind nachmittags geschlossen! Aber ich öffne Ihnen gern die Abteilungs.“ Leonore atmete auf. Doch vor den römischen Funden begann ihr Herz immer erregter zu schlagen, je mehr sie sich den Oberländer Ausgrabungen näherten. Er hatte eben, als sie vor den bedeutungsvollen Glasschrank traten, ehrlich bekannt, daß er jedem der vielen Einzelstücke keinen lebendigen Wert zuerkennen könne, daß alles schließlich doch ein totes Ganze sei, wie die lateinische Sprache seit dem Untergang des Römertums für immer eine tote Sprache bleibe.

„Das sind Funde aus Ihrem heimatlichen Boden. Diese besonders stammen von Badenweiler.“

Weil sie es wünschte und weil er, wenn er ihren Wunsch erfüllte, ganz nahe neben ihr stehen und ihre Gestalt mit der fei-

nen ganz berühren mußte, sah er aufmerksam hin. Da zuckte es beiden wie ein elektrischer Funke durch ihren Körper und ihren Geist, als sie zusammen die kleine, silberplattierte Fibel betrachteten und miteinander die beigelegte Erklärung lasen: Si me amas.

„Sie stellt ein aus P und L kombiniertes Monogramm dar, kam es unwillkürlich aus seinem übervollen Herzen hervor.“

Das hatte sie in ihrer Aufregung gestern ganz übersehen, und jetzt lachte sie vor Verlegenheit und sagte mit erzwungener Scherzhaftigkeit: „Sehen Sie, hier müssen wir sogar unsere lateinischen Sprachkenntnisse aufbieten.“

„Si me amas — Wenn du mich liebst!“ überfetzte er mit einem feierlichen Ernst und blickte ihr fest in die Augen, als suche er darin die Antwort ihrer Seele.

Schwermütig betrachteten sie die übrigen Auslagen und schritten, ohne sich in den letzten Räumen sonderlich aufzuhalten, dem Ausgang zu. Auf der Treppe zum zweiten Stockwerk sagte sie Mut und brach den Bann des Schweigens.

„Ich habe Sie gar nicht gefragt, ob Sie auch noch Lust und Zeit zur Besichtigung der mittelalterlichen und übrigen Sammlungen haben. Entschuldigen Sie, bitte, vielmals.“

„Gewiß, Fräulein Leonore — — Freundschaft!“

Uns Daar hätte er ihren Familiennamen vergessen zu sagen.

„Von Entschuldigung kann doch keine Rede sein, wo ich Ihnen nur zu danken habe für Ihre so freundlichen Bemühungen.“

Durch die Räume der frühmittelalterlichen Sammlung bewegten sich die Beiden ziemlich schnell. Erst in dem kleinen Zimmer, in dem über der Türe das schauerliche Kreuzigungsbildnis aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hängt, verweilten sie wieder etwas länger. Der Ausdruck dieses blutüberströmten Körpers mit den klumpig aufgeschwollenen, gräßlich zerfurchten Füßen wirkte auf Leonore erschütternd.

„Ich kann ein solches Kunstwerk nicht ansehen, ohne daß sich in mir das lebendigste religiöse Gefühl regt. Alle derartige, unser tiefstes Gemüt ergreifende Darstellungen gehören in kein öffentliches Museum; man sollte sie nicht ihrer lebendigen Bestimmung entziehen. Man entweicht sie, indem man sie der „wissenschaftlichen“ oder allgemeinen Neugierde aussetzt, und sündigt wider den heiligen Geist der religiösen Kunst und wider den ernstesten Willen des Künstlers. Sie teilen doch gewiß auch meine Auffassung?“

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen, wenn ich auch von Kunst nicht viel verstehe.“

„Man versteht ein solches Kunstwerk vollkommen, wenn man die Wirkung im Gemüt verspürt, die der Künstler beabsichtigte.“

„Ich bekenne, daß es auf mich einen tiefen Eindruck macht. Allein ich verdanke das Ihrer heiligen Vermittlung.“

Das Blut wallte ihr vor freudiger Erregung ins Antlitz, und sie war froh, daß der höflich grüßende, biedere Aufseher mit dem grauen Bart die Unterhaltung unterbrach. Nicht ohne innere Bewegung zeigte der alte Mann, dem man sofort in gutem Sinn den früheren Korporal und wohl auch ehemaligen Schloßdiener anmerkte, am linken Fensterladen oben das Loch, das eine Maschinengewehrpatrone am 9. November 1918 in dem Augenblick geschlagen habe, als der Großherzog an der offenen Türe hinten vorübergegangen sei. Er machte dazu ein betäubtes Gesicht, meinte aber, es liege doch eine Beruhigung darin, daß keine Kugel treffe, die unser Herrgott nicht treffen lassen wolle. Leonore griff den Gedanken auf und bemerkte: „Ich bin auch vollkommen überzeugt, daß es keinen Zufall gibt. Jedes Atom erfüllt in seiner Bewegung oder in seiner ruhenden Lage das eine ewige Gesetz, durch das die Weltordnung zustande kommt. Auch jede Regung des menschlichen Willens scheint mir eingebettet wie ein Tropfen in der Flut.“

Diese Auffassung hebt den ethischen Grundgedanken von der Willensfreiheit auf. Das widerspricht Ihrer sonstigen Meinung,“ sagte Peter Schräuble flink ein; aber, wie der Ton seiner Worte erkennen ließ, nicht, um ihre geäußerte Auffassung zu seinen Gunsten festzunageln, sondern nur, um durch den logischen Schluß sie auf die bedenkliche Seite derselben aufmerksam zu machen. Sie empfand dies und entgegnete darum lebenswürdig: „Sie haben den guten Willen, mich zu verstehen. Sie wollten mich offenbar nur vor der Möglichkeit warnen, mißverstanden zu werden. Ich bin mir über den Begriff der menschlichen Willensfreiheit nicht im Unklaren. Die Freiheit der Wahl wird dadurch gegeben, daß der Begriff des Richtigen und Guten nur durch die Unterscheidung von dem, was nicht richtig und nicht gut ist, von uns gefunden werden kann. Die Folgen der unrichtigen und bösen Wahl lehrt uns die Erfahrung, die uns von unseren Vorfahren vererbt und persönlich durch Erziehung übermittlelt wird und die wir selbst fortwährend machen. Wo das Bewußtsein noch nicht oder noch nicht genügend wach ist, da sind wir unbewußte oder mehr und minder unbewußte Natur, deren Bewegung nur oder je nachdem von außen her bestimmt wird. Schon das intelligente Tier zeigt Gewissen; dem entspricht die Fähigkeit der Schmerzempfindung. Gewissen

haben, heißt grundsätzlich das Schlimme vermeiden. Was wir vernunftbegabte Wesen, Menschen, nennen, sucht bewußt so zu wählen, daß dadurch nach Möglichkeit dem Schmerz ausgewichen wird. Vernunft ist aber nur das mehr oder minder vollkommene Werkzeug; Gewissen die mehr oder minder geschickte und ruhige Hand. Wo die Hand fehlt oder gelähmt ist, hat das Werkzeug seine Bedeutung verloren. Wo die Hand ungeschickt und unsicher ist, trifft der Hammer den Nagel nicht auf den Kopf, trifft die abgeschossene Kugel daneben. Die Nichtigkeit der Wahl hängt von der Erkennung des Ziels — das ist Sache des Bewußtseins — und vom Standpunkt des Zielenden ab — das ist Sache des Gewissens. Da Sie den guten Willen haben, mich zu verzeihen, werden Sie gewiß über das Unzulängliche meines Ausdrucks hinwegkommen und mich dem Sinn nach begreifen."

"Mir ist die stärkste Bejahung der Willensfreiheit durch die Liebe gegeben," bestätigte er mit Entschiedenheit.

Um ihn zu prüfen, warf sie ein: "kann Liebe nicht ausschließlich als Naturtrieb erklärt werden?"

"Natur ist an und für sich immer rein; darum auch die naive Liebe. Aber die bewußte Liebe ist Sache des Gewissens und des freien Willens. Die Dauer der naiven Liebe wird von der Stetigkeit des Zustandes der Liebenden bestimmt; die Dauer der bewußten Liebe vom freien menschlichen Willen."

"Weiderheiß."

Sie standen die ganze Zeit vor dem holzschnitten Kastanienberg, der aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammt. Die zwei Schächer am Kreuze erschienen Leonore als höchst gelungene Verkörperungen zweier Menschenwillen, die beide die Möglichkeit der gleichen Wahl hatten und die verschieden wählten.

Beachten Sie, wie die verschiedene Wirkung der ungleichen Wahl deutlich zum Ausdruck gebracht ist! Ist es nicht richtig, daß die Sprache der Kunst von den geheimsten Vorgängen im Innern der Seele da noch künden kann, wo die Sprache der Wissenschaft nur noch lallt oder gar verstummt?"

Er fühlte, daß die Liebe von ihm die letzte Unterwerfung forderte. Er ging schweigend neben ihr her durch die angrenzenden Säle. Beim Vorübergehen an den kunstvoll geschnittenen Kofosjekretären mit den kunstvollen Intarsien aus Würzburg und Schloß Reichelsdorf deutete sie auf einen der Zeugen ehemaliger deutscher Schreinerkunst und bemerkte, sie habe dabei ein ähnliches Stück echter Kultur. Es sei ein altes Familienerbstück, das ihr von einer Großtante besonders testamentarisch vermacht worden sei. Er blieb weiter schweigend. Ein Aufseher mahnte sie, die Sammlung zu verlassen.

Drunten vor dem Schloß fragte sie mit dem Aufgebot aller gewinnenden Liebenswürdigkeit, über die sie verfügte: "Nun, wie hat es Ihnen gefallen? Bereuen Sie, daß Sie in der Sammlung waren?"

"Ganz und gar nicht. Die Beschäftigung war für mich ein Erlebnis — durch Sie. Schauen Sie hin, wie rein und klar der Tag noch geworden ist! Darf ich Sie zu einem kleinen Spaziergang im Schloßgarten einladen?"

"Wie Sie wünschen. Ich kann Ihre Bitte auch nicht gut ablehnen, nachdem Sie so tapfer bei den toten Scherben und verrosteten Eisenstückchen ausgehalten haben."

"Der den Schaden, hat auch den Spott." Er lachte.

"So war's nicht gemeint." Sie suchte sein Auge.

"Ich weiß das."

Die Unterhaltung stockte. Er suchte nach Worten und fand keine. Sie kamen an der Stelle vorüber, wo sie ihn tags zuvor vom Schloß aus hatte stehen sehen. Ein schelmisches Lächeln spielte ihr um Auge und Mund. Er wurde etwas verstümmt und fragte in verletztem Ton:

"Sie machen sich im Geheimen über mich lustig?"

"Weil ich eben für mich gelacht habe? O, wenn Sie wüßten!"

"Darf ich's nicht wissen?"

"Sie waren gestern um die gleiche Stunde im Schloßgarten."

"Woher wissen Sie das?"

"Weil ich Sie vom Schloß aus beobachtet habe; denn ich war um dieselbe Zeit in der Sammlung."

"Ich bin Ihnen wohl komisch vorgekommen? Allerdings, ich fränkte gegen meine sonstige Art vor mich hin. O, wenn Sie wüßten!"

"Ich stand gerade vor den römischen Säulen, die in Ihrer Heimat gemacht wurden, und dachte an Sie. Sie reisen, wie merkwürdig es mich anmutete, Sie im selben Augenblick draußen auf dem Weg stehen zu sehen."

"Ich hatte wohl gerade auch an Sie gedacht. Sie betrachteten womöglich ausgerechnet jene herzige kleine Statue?"

"Ausgerechnet!"

"Si me amas —"

"Si me amas —"

Sie schauten sich fest und klar in die Augen. Weder er noch sie fanden wieder ein Wort. Am Hebelndenkmal blieben sie stehen. Dann lasen sie vereint:

Wenn de amme Ehrizweg frohich,
Und wämme weisch wo's ane goht,
Halt still und frog di G'wisse a'erst,
'S cha dütlich Gottlob und folg sim Noth.

Sie traten auch vor die andere Inschrift. Er begann allein zu lesen:

Und hach's so schwarz und finster do,
Se schine d'Sternli no so froh, —

Er brach ab und lachte ihr in die strahlenden Augen. Dann las sie bodenstäm weiter:

Und us der Heimeth ammt der Schi,
S' muß lieblich in der Heimeth si.

Der festige Peter Hebel lächelte in den nächsten Augenblicken mit alemannischer Verächtlichkeit von seinem Denkmal herab und schaute Einzelnd, da ihm die Abendsonne ins Antlitz schien, zwei glücklichen Menschenkindern nach. Mit seinen feinen Ohren vernahm er noch drei lateinische Worte, die er als ehemaliger Lyzeumsdirektor sehr wohl verstand.

Karl Frank / Besuch bei der Mutter.

I.

Mutter!

O freudiges Wiederseh'n!

Wie ist es schön,

In dem kleinen Stübchen am Tisch sich zu dehnen

Und auszuruhen vom Wünschen und Sehnen

Der Welt, wie im Hafen geborgen ein Boot,

Entronnen den Sorgen und fern aller Noth!

Wie still ist's hier und voll Behagen,

Fliegen Hummen und Uhren schlagen.

Ein Kreuzifix hängt in der Ecke,

Am Fenster grünen Blumenstöcke,

Heiligenbilder zieren die Wand,

Alles ist sauber und nett im Stand,

Eine rechte Zuspucht im Zeitensturm.

Durchs Fenster herein blüht der Dorffirsturm.

II.

Ritsch, ritsch, ritsch, ritsch —

Nun sag' ich der Mutter ihr ganzes Holz,

Ich weiß es, da wird sie nicht wenig stolz,

Daß ihr großer Bub auch das noch kann,

Man sieht ihr die Freude von Weitem an.

Die Dörfler aber schauen von fern

Verstohlen zu dem fremden Herrn.

Ich sage hin, ich sage her,

Wie macht man da drauß doch das Leben sich schwer!

Ritsch, ritsch, kling, klang,

Das ist mir ein herzerquickender Sang

Von Großvaters Zeiten, vom rauschenden Wald,

Schon lang ist es her, man wird eben alt.

Ich liebe den Wald, doch der Winter ist kalt,

Und Mutter's Stube soll warm sein, wenn's schneit,

Drum sag' ich die Stämme zu Klotz und Scheit,

Dem großen Osen zum Opfer geweiht.

Da mag's erst gemütlich im Stübchen sein —

„Ja, ja, ich komm' schon, schenk nur mal ein!“

... Nun lehnt die Säge am Holzbock still,

In einem Kreis von blühweihem Müll,

Ein friedlich Besperzeitidyll — — —

III.

Mutter, Mutter, spare das Wort,

Noch immer trieb es freudlos mich fort.

Schon aber geht's ruhlos von Wand zu Wand,

Eine Spinne hat ihr Netz gespannt,

Und der Raum wird zu eng — —

Der alte Kampf ist wieder erwacht,

Der Bruder und Bruder zum Feind einig gemacht.

Mutter, glaub mir, der Weg der dich

Zu Gott hinführt, ist nicht für mich;

Der Glaube, der dein Leben nährt,

Wär' mir ein Stein, der zu Tod mich beschwert,

Und wo ich Gottes Größe find',

Da schauderst du mir, und dein Auge wird blind.

Mutter, ich weiß es, bei all deinem Schmähen

Blutet dir selber das Herz.

Ich will gehen.

IV.

Mutter, ich wohl, bleibe gesund,

Auf Wiedersehen und — schreib auch — und — —

Ein Händedruck und ein schnelles Geh'n — —

Es können beide vor Tränen nicht seh'n — — —